

## **Meine Vision von der Kirche** ***Lebendige Gemeinde – offene Kirche***

Vortrag im Rahmen der Kurseelsorge von Bad Urach am 26. Oktober 2004  
Bischof Dr. Walter Klaiber, Evangelisch-methodistische Kirche

Lassen Sie mich mit drei Vorbemerkungen beginnen.

- Erst als ich die beiden Stichworte meines Untertitels formuliert hatte, wurde mir bewusst, dass ich mich damit möglicherweise ins Dickicht württembergerischer Kirchenpolitik begeben. Das war nicht meine Absicht! Es ging mir darum, zwei Brennpunkte meiner Vision von der Kirche aufzuzeigen:
  - o Eine lebendige Gemeinde, die aus der Begegnung mit Jesus Christus ihr Leben gestaltet, und
  - o eine offene Kirche, die das, was sie von Christus empfängt, auf vielfältige Weise mit den Menschen teilt, die sich schwer tun, von sich aus Kontakt mit der Kirche aufzunehmen.
- Meine Vision von der Kirche, also die Art und Weise, wie ich mir die Kirche der Zukunft vorstelle, beginnt immer mit dem Leben der örtlichen Gemeinde. Das ist für mich der Boden, aus dem Neues – auch für die Kirche als Ganzes – erwächst. Man hat mich in meiner eigenen Kirche gefragt, ob ich als Bischof nicht auch visionär im Blick auf die Zukunft der Gesamtkirche sein müsste. Ich habe versucht, diese Anfrage zu berücksichtigen und werde im Laufe des Abends auch Perspektiven für die Kirche als Ganzes – sowohl konfessionell als auch ökumenisch – entwickeln. Aber der Ausgangspunkt eines solchen Prozesses bleibt für mich das, was in der Gemeinde vor Ort geschieht.
- Meine Vision von der Kirche entwickelt sich nicht einfach in freier Phantasie. Für mich sind immer wieder die leitenden Bilder für Kirche und Gemeinde in der Bibel Leitbilder für meine Vision von der Kirche.

Ich nenne drei solche leitenden Bilder:

Kirche als Volk Gottes

Kirche als Leib Christi

Kirche als Haus und Tempel des Heiligen Geistes.

Es hat mich immer wieder bewegt, dass gerade diese zentralen Bilder etwas vom Wirken des dreieinigen Gottes widerspiegeln, und ich möchte heute Abend anhand dieser Bilder meine Vision von der Kirche entfalten.

## **1. Lebensraum der Gnade – Gemeinde als Haus und Tempel des Geistes**

Die Gemeinde ist der Ort, an dem wir Gott begegnen, und zwar nicht nur in Kathedra-  
len, Kirchen oder Kapellen, sondern überall dort, wo Menschen im Name Jesu zusam-  
menkommen, also in einem „Haus aus lebendigen Steinen“ (1. Petr 2,9), in einem  
Raum, der durch lebendige Menschen gebildet und gestaltet wird.

Ich weiß nicht, ob es Ihnen bewusst ist, wie sehr im Neuen Testament das Bild vom  
Tempel gegenüber den Tempeln der Alten Welt verändert wird. Und das gilt sowohl im  
Vergleich zu den Tempeln der heidnischen Religionen als auch im Vergleich zum Tem-  
pel in Jerusalem.

Für die antiken Menschen ist der Tempel Wohnort Gottes und keine Versammlungsstät-  
te der Gemeinde. In den Tempeln der heidnischen Religionen zeigten die Götterstatuen  
an, dass sie als Wohnort des jeweiligen Gottes galten. Im Tempel in Jerusalem gab es  
kein Gottesbild, und doch durften nur Priester einmal am Tag ins Heiligtum um das  
Rauchopfer darzubringen, und in das Allerheiligste durfte allein der Hohepriester am  
Versöhnungstag hineingehen, um für das Volk zu sühnen. Das Volk bleibt draußen im  
Vorhof! Dagegen bildet im Neuen Testament die Gemeinde einen Bau, in dem Men-  
schen gemeinsam Gott begegnen. Wir finden diese neue Auffassung z.B. an einer zent-  
ralen Stelle des Neuen Testaments für unser Bild, nämlich in Epheser 2,19-22: „So seid  
ihr nun nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Mitbürger der Heiligen und Gottes  
Hausgenossen, erbaut auf dem Grund der Apostel und Propheten, da Jesus Christus  
der Eckstein ist, auf welchem der ganze Bau ineinander gefügt wächst zu einem heili-  
gen Tempel in dem Herrn. Durch ihn werdet auch ihr miterbaut zu einer Wohnung Got-  
tes im Geist.“ Im Tempel der Gemeinde wohnt Gott durch seinen Geist; aber zugleich  
werden Menschen in diesem Haus „Mitbürger der Heiligen“ und „Gottes Hausgenos-  
sen“. Was in Offenbarung 21,4 als Vision für die Ewigkeit beschrieben wird, dass Gott  
bei den Menschen wohnt, wird im Gottesdienst der neutestamentlichen Gemeinde  
schon ein Stück Wirklichkeit.

Für meine Vision von Kirche und mein Bild von der Gemeinde als Haus und Tempel  
Gottes ist es wichtig, dass der „Raum“, den die Gemeinde bildet, wirklich auch drei Di-  
mensionen hat, die drei Dimensionen, die nötig sind, damit wirklich Lebensraum ent-  
steht, in dem Menschen sich aufhalten und Gott begegnen können.

Ich will kurz beschreiben, was ich in diesem Bild unter diesen drei „Dimensionen“ ver-  
stehe:

- Da ist die Dimension der „Höhe“, nämlich der Verbindung zu Gott, in die das Leben  
in der Gemeinde stellt;
- da ist Dimension der „Breite“, der Verbindung zu anderen Menschen, die mit uns die  
Gemeinschaft der Gemeinde bilden und mit denen wir in der Gemeinde verbunden  
sind;

- da ist die Dimension der „Tiefe“, der Verbindung zur Welt, zu den Menschen um uns her und auch zur Natur, in der wir leben, und die auch zur Wirklichkeit dieses Hauses Gottes gehört.

Alles, was in der Gemeinde geschieht, braucht diese drei Dimensionen, damit ein Raum entsteht, in dem Menschen leben können. Natürlich können diese drei Dimensionen in den unterschiedlichen Lebensformen der Gemeinde unterschiedlich ausgebildet sein, und sind auch möglicherweise nicht in jedem Augenblick präsent. Aber grundsätzlich sind sie nötig.

Ich möchte das an einigen Beispielen erläutern:

Da ist zunächst der Gottesdienst als die „Kathedrale“ des Gemeindelebens, in der die Dimension der „Höhe“ betont wird, also der Verbindung mit Gott und der Erfahrung der Gegenwart Gottes und seines Redens zu den Menschen. Dass es darum geht, scheint fast selbstverständlich zu sein, so dass wir oft denken, darüber müsse man gar nicht mehr reden. Aber es ist eben keineswegs selbstverständlich. Rechnen wir wirklich mit Gottes Gegenwart, wenn wir einen Gottesdienst gestalten oder ihn besuchen? Ich bin überzeugt, dass die Menschen, gerade auch Menschen, die in ihrem eigenen Leben mit dem Glauben an Gott Schwierigkeiten haben, dann, wenn sie einen Gottesdienst besuchen, nichts anderes suchen als Zeichen der Gegenwart Gottes.

Man kann das sehr deutlich daran sehen, dass gerade unter jungen Menschen zwei ganz gegensätzliche Formen der Gottesdienstgestaltung attraktiv sind, die uns durchaus nicht unbedingt als „jugendgemäß“ erscheinen würden.

Das sind einerseits Gottesdienste, die streng liturgisch gehalten sind. Es sind nicht nur die Liturgien von Taizé, sondern auch Gregorianik und ähnliches, was junge Menschen begeistern kann, weil sie gerade in der Fremdheit dieser Formen auch etwas von der Begegnung mit Gott erleben.

Und das sind andererseits die Formen des Lobpreises, die sicher von ihrer musikalischen Gestaltung her jungen Menschen näher liegen, die aber im Blick auf die Texte oft keineswegs attraktiv erscheinen. Aber offensichtlich haben nicht wenige junge Menschen hier das Gefühl: Hier ist Gott gegenwärtig.

Natürlich ist die Erfahrung der Gegenwart Gottes im Gottesdienst nicht an solche musikalischen Formen gebunden. Es gibt auch die Erfahrung der Gegenwart Gottes im Gebet, im Reden durch sein Wort, in seiner Präsenz durch Christus im Mahl des Herrn.

Besonders im protestantischen Bereich hat man in einer falschen Bewertung der Bonhoeffer'schen Vorstellung von der „nicht-religiösen Interpretation“ der Botschaft, gemeint, man müsse den Gottesbezug vor den Zeitgenossen verstecken. Man spricht heute viel von der „Selbstsäkularisierung“ der protestantischen Kirche; das heißt, dass wir im evangelischen Bereich uns in einer Art Selbstzensur verboten haben, von Gott zu reden und wirklich mit seiner Gegenwart zu rechnen.

Aber – ich habe es schon angedeutet, ich glaube, gerade zeitgenössische Menschen suchen zuerst und zuletzt die Begegnung mit Gott, wenn sie eine Kirche besuchen. Wir

sind es ihnen schuldig, ihnen Gelegenheiten zur Begegnung mit Gott zu schenken. Ich möchte in diesem Zusammenhang nur auf die Popularität von Gebetsbüchern und Gebetwänden hinweisen, die heute häufig in offenen Kirchen und Kapellen zu finden sind, und in die viele Menschen – gerade auch junge – ihre „Gebete“ hineinschreiben, oftmals auch dann, wenn sie gar nicht so sicher sind, ob sie an den Gott, zu dem sie beten, wirklich glauben. Aber sie suchen ein Gegenüber.

Nachdem dies alles gesagt ist, möchte ich aber auch darauf hinweisen, dass es auch im Gottesdienst die andere Dimension geben muss, durch die bewusst wird, dass sich hier eine Gemeinschaft von Menschen versammelt. Eine gottesdienstliche Gemeinde ist nicht nur eine Versammlung individueller Hörer wie in einem Konzert oder einer Theaterveranstaltung, sondern von Menschen, die dadurch miteinander verbunden sind, dass sie Christus begegnen. Es sollte also in jedem Gottesdienst Zeichen dafür geben, wie die Gemeinschaft am Geschick Einzelner Anteil nimmt und es sollte Zeichen für die Zusammengehörigkeit und Möglichkeiten der Begegnung mit anderen geben.

Natürlich gibt es hier unterschiedliche Möglichkeiten der Realisierung, je nach der Größe der Gemeinde, und sicher auch unterschiedliche „Bedürfnisse“ der Gottesdienstbesucher. Aber diese Bedürfnisse allein dürfen die Art, wie wir Gottesdienst gestalten, nicht bestimmen.

Und dann ist eben auch noch die dritte Dimension, der Bezug zur Welt, der im Gottesdienst nicht fehlen darf. Es gibt nicht wenige, die würden die Welt mit ihren Nöten und Sorgen und Problemen gerne ganz draußen lassen und in der Kirche so etwas wie einen Zufluchtsort in einer „heilen Welt“ finden. Und in einem gewissen Sinne darf ein Gottesdienst ja auch ein geschützter Ort sein, in dem nicht alle Probleme der heutigen Welt auf uns einströmen. Aber zugleich muss auch deutlich werden, dass die Welt, in der wir leben, und das Schicksal der Menschen in ihr uns nicht unberührt lassen. Davon muss in der Verkündigung die Rede sein, das wird auf jeden Fall in den Fürbitten vorkommen, und gelegentlich wird auch der Gottesdienst der Ort sein, an dem eine Aktion, mit der wir in die Welt hinein wirken, starten können.

Ich habe nun viel vom Gottesdienst geredet; es gibt auch andere Veranstaltungen im Gemeindeleben und die mögen andere Dimensionen haben:

- Da wird es Gruppen geben, die den Gemeinschaftsaspekt betonen, in denen Menschen gleicher Altersgruppen miteinander feiern und – wo nötig – auch miteinander trauern, Gruppen, in denen Menschen gegenseitige Hilfe und Anteilnahme erleben können. Auch in einer solchen Gruppe darf die Beziehung zu Gott und der Bezug zur Gesellschaft nicht völlig fehlen. Dass ein Gebet gesprochen wird oder eine Andacht gehalten wird, sollte nicht nur als Alibi verstanden werden, sondern als ein wichtiger Orientierungspunkt. Und auch eine solche Gruppe wird es als Bereicherung erfahren, wenn etwa durch eine Patenschaft für ein Kinderheim oder eine andere kleine soziale Aktion, die dieser Kreis übernimmt, der Horizont des eigenen Erlebens und Miteinanders erweitert wird.

- Da gibt es Aktions- und Dienstgruppen, die sich aktiv der Fragen der Gesellschaft annehmen und in dieser Dimension ihren Schwerpunkt setzen. Aber es ist wichtig, dass auch eine solche Gruppe mehr ist als eine Ansammlung individueller Aktivisten und Idealisten. Sie brauchen das Leben in einer Gemeinschaft, die trägt und stützt, und die Verwurzelung in Gottes Auftrag und Verheißung, damit sie nicht allzu schnell innerlich ausgebrannt und leer werden.
- Da gibt es Hauskreise, in denen ganz verschiedene Elemente dieser drei Dimensionen eine Rolle spielen: das gemeinsame Gespräch über die Aussage eines Bibeltex-tes, eine aktive Gemeinschaft, in der man sich wirklich umeinander kümmert, aber unter Umständen auch ein soziales Projekt in der Nachbarschaft, für das man sich verantwortlich fühlt.

In einer gesunden und lebendigen Gemeinde werden sich solche unterschiedlichen Gruppen nicht als Konkurrenten empfinden, sondern werden erfahren, dass sie sich in ihrer Arbeit gegenseitig ergänzen können. Ich habe in meiner eigenen Kirche die Parole ausgegeben, dass in jeder Gemeinde mindestens drei Dienstgruppen bestehen sollten:

- eine Gruppe, die sich darum müht, wie die Gemeinde die Botschaft des Evangeliums Menschen nahe bringen kann, die ihr noch ganz fern stehen;
- eine Gruppe, die sich darum müht, wie die Gemeinde Gottes Liebe für und mit solchen Menschen lebt, die diese Liebe ganz besonders brauchen, weil sie in schwierigen Lebenssituationen sind;
- eine Gruppe, die für die Arbeit beider – und noch mancher anderen Gruppe – betet und so alle Anliegen vor Gott bringt.

Und noch ein letzter Gedanke zum Thema „Haus“, „Tempel“, „Bau“.

Für ein Haus ist der Bauplan wichtig. Im Neuen Testament ist völlig klar, dass für das Haus Gottes der Grundriss vorgegeben ist: das Fundament ist Christus (1. Kor 3,11). Oder, wie es in der verlesenen Stelle in Epheser 2,20 heißt: „erbaut auf den Grund der Apostel und Propheten“, und damit ist sicher die Heilige Schrift und ihr Christuszeugnis umrissen, „da Jesus Christus der Eckstein ist“, hier zweifellos ein Hinweis auf die „Mitte der Schrift“, auf den Punkt, von dem alle Linien der Schrift ausgehen und zu dem alle hinführen und uns so den entscheidenden Hinweis geben, wie wir die Aussagen der Heiligen Schrift auslegen müssen.

Diese Christusbezogenheit ist auch der Grund, warum das Beharren auf ein klares Fundament nicht zu einem Fundamentalismus führen muss, der in Aggression und Abwehr mündet.

Das Fundament, das Christus bildet, der Grundriss, den er vorgibt, ist kreuzförmig; so ist der Grundriss des Hauses Gottes klar und eindeutig und symbolisiert doch zugleich die Arme der Liebe Gottes, die weit hinaus in die Welt und zu den Menschen ausgestreckt und ausgebreitet sind.

## 2. Organismus der Liebe – die Gemeinde als Leib Christi

Ich habe mir lange überlegt, ob ich diesen Titel für den zweiten Teil meines Vortrags wählen darf. „Organismus der Liebe“, das ist ein sehr anspruchsvolles Motto, und man fragt sich, wann Kirche diesen Anspruch je erfüllt hat. Aber wahrscheinlich war diese Konzeption schon immer der real existierenden Gemeinde ein Stück voraus und war auch bei Paulus eher Vision als Beschreibung von bestehender Gemeindewirklichkeit – etwa in der Gemeinde in Korinth. Aber gerade so war der Gedanke immer wieder fruchtbar für die Weiterentwicklung von Gemeinde und dem gemeinsamen Leben in ihr.

Ich will drei Gedanken verfolgen, die sich mir von diesem Bild her nahe legen.

*a) Die Grundidee: das organische Zusammenwirken unterschiedlicher Gaben und Kräfte zum Nutzen des Ganzen.*

Ein Blick in 1. Korinther 12,4-11 zeigt uns, wie Paulus das Bild vom Leib Christi als einem Organismus der Liebe entwickelt.

Konstitutiv ist dabei ein Doppelpes: die Unterschiedlichkeit der Gaben, Dienste und Kräfte schafft so etwas wie eine schöpferische Differenz. Dass es so unterschiedliche Gaben gibt, ist für Paulus keine Verlegenheit, sondern eine Gelegenheit dafür, dass sich das Miteinander mit großem Reichtum entfaltet.

Voraussetzung dafür ist freilich, dass die Verschiedenheit nicht als Konkurrenz im Wettbewerb gegeneinander gelebt wird, sondern zur gegenseitigen Hilfe genützt wird, die aufbaut und bereichert.

Das Bild vom Leib Christi und der Vergleich der Gemeinde mit einem Organismus ist in der Geschichte der christlichen Kirche unterschiedlich ausgelegt worden. Da war zunächst die Ausgangssituation in Korinth: dort schätzte man bestimmte Phänomene, die man in besonderer Weise die „Geistesgaben“ nannte, besonders hoch und sah in ihnen fast ausschließlich ein Zeichen für das Wirken des Geistes. Dies war insbesondere die Zungenrede, aber auch die Gabe der Prophetie. Paulus korrigierte das, indem er diese besonderen Gaben hineinstellte in eine Fülle von Begabungen und Betätigungen, mit denen sich Christen in das Leben der Gemeinde einbringen. Das hat dann im Laufe der Zeit zu einer völlig anderen Auslegung geführt. Noch in meiner Jugend hat man unter den Gaben, die im Organismus der Gemeinde zusammenwirken, vor allen Dingen sogenannte „natürliche“ Begabungen verstanden, die Menschen in die Arbeit der Gemeinde einbringen. Da gibt es welche, die sind praktisch veranlagt und können deswegen beim Rasenmähen oder im Bauausschuss helfen. Andere haben ein gutes Verhältnis zu Zahlen und sind in der Finanzverwaltung brauchbar. Und andere haben eine besondere Redegabe und die können Pfarrer werden! Das war nun zweifellos eine verhängnisvolle Auslegung, dessen was Paulus ursprünglich gemeint hat und vernachlässigte den geistlichen Charakter der Gaben, von denen Paulus spricht. Hier gab es eine nicht unberechtigte Korrektur durch die Charismatische Bewegung, die wieder auf die Bedeutung der Geistesgaben hinwies. Aber innerhalb dieser Bewegung gibt es zweifel-

los wieder eine erneute Gefährdung, bestimmte „spektakuläre“ Gaben besonders hoch zu schätzen und ihre Bedeutung zu generalisieren.

Man darf dann nicht übersehen, dass die Verhältnisse, wie Paulus sie in 1. Korinther 12-14 darstellt, auch für das Neue Testament nicht bleibend charakteristisch sind. Schon im Römerbrief hat Paulus in Kapitel 12,5-8 die Fülle der Gaben auf einige wichtige Dienste und Funktionen reduziert, die für das Leben der Gemeinde besonders wichtig sind. In Epheser 4,11 werden einige Verkündigungsämter genannt, die dazu dienen sollen, dass „die Heiligen zugerüstet werden zum Werk des Dienstes“. Und in 1. Petrus 4,10f wird zwar einerseits ganz breit dazu aufgefordert: „Dienet einander, ein jeder mit der Gabe, die er empfangen hat, als die guten Haushalter der vielfältigen Gnade Gottes“, aber dies wird dann auf zwei wichtige Grundfunktionen zugespitzt, nämlich die Verkündigung des Wortes Gottes und der diakonische Dienst in der Kraft Gottes.

Es handelt sich also immer um eine geordnete Vielfalt, die dem Ganzen dient.

In der langen Geschichte der Kirche haben sich dann freilich Strukturen herausgebildet, die dem organischen Miteinander vieler Gaben und Dienste in der Gemeinde eher hinderlich zu sein scheinen. Da gibt es in allen Kirchen so etwas wie ein geordnetes Amt mit seinen vielfältigen Beauftragungen, und diese Beauftragten sind fast immer hauptamtliche Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen, die für heutige Gemeindegarbeit und kirchlichen Dienst zweifellos nötig sind, deren Wirken aber doch immer die Gefahr in sich birgt, dass sie die anderen dominieren.

Wir stehen also vor der nicht ganz einfachen Aufgabe, im organischen Miteinander der Begabungen und Beauftragungen in einer Gemeinde die Bedeutung des ordinierten Amtes und der hauptamtlichen Mitarbeit zu würdigen und richtig einzuschätzen und doch gleichzeitig eine Balance zu finden, die erlaubt, dass auch die vielfältigen weiteren geistlichen und natürlichen Gaben, die in einer Gemeinde leben, zum Einsatz kommen und für das Ganze hilfreich sind. Demokratische Strukturen können dabei hilfreich sein; sie aber nur formal zu handhaben, fördert letztlich den geistlichen Prozess des organischen Miteinanders nicht. Es bedarf gerade auch in demokratischen Strukturen einer Gemeinde und einer Kirche einer Kultur des Hörens, des miteinander Beratens, des Betens und dann einer verantwortlichen Entscheidung, bei der alle innerlich mitbeteiligt sind.

Dass wir das anerkennen und – wo nötig ist – auch sichtbar machen, was viele auch an kleinen unscheinbaren Diensten in das Leben der Gemeinde einbringen, das hilft wiederum, andere zu ermutigen, auch ihrerseits ihre Gaben und Kräfte in den Dienst der Gemeinde zu stellen.

*b) Der Bauplan: die Liebe Christi, die alles bestimmt.*

Ich möchte noch auf einen anderen Aspekt des Bildes vom Leib Christi hinweisen. Ein „Leib“ als lebender Organismus ist nicht nur eine Ansammlung von Zellen und Organen, die sich locker zusammenschließen, um voneinander zu profitieren, sondern ist ein Ganzes, das von einem inneren Bauplan bestimmt ist. Wir wissen heute, dass von ei-

nem solchen Bauplan mehr in den einzelnen Zellen programmiert ist, als wir uns das oft vorstellen. Ähnliches gilt auch für das Zusammenwirken der Glieder im Leib Christi. So verschieden sie sind, sie sind doch vom Ganzen des Leibes Christi geprägt, nämlich vom Bild Christi, der sich für uns geopfert hat.

Das Leitbild „Gemeinde als Leib Christi“ vergleicht die Gemeinde nicht nur mit einem Organismus, so wie man auch einen beliebigen Verein mit einem solchen Organismus vergleichen könnte. Dieses Leitbild beschreibt zugleich Gemeinde und Kirche als eine Wirklichkeit, die von Christus und seiner Lebenshingabe lebt und von ihr geformt wird. Die prägende Kraft für das organische Miteinander im Leib Christi ist die Liebe Christi, und sie ist deshalb auch der Maßstab für alles, was in den Dienst und das Leben in der Gemeinde eingebracht wird.

Darum stellt Paulus in 1. Korinther 13 die Bedeutung der Liebe als Bauplan und Maßstab des Ganzen dar, um dadurch die innere Einheit der verschiedenen Gaben und Dienste zu kennzeichnen.

Gemeinde Jesu Christi ist immer wieder neu zur Besinnung aufgerufen: Wovon leben wir als Gemeinde und als Kirche? Was prägt und nährt uns in unserem Miteinander? Nicht von ungefähr ist das Mahl des Herrn, also die Teilhabe an dem für uns dahingegenen Leib Christi, Quelle und Grund für das Miteinander der unterschiedlichen Glieder im Leib Christi.

Diese Besinnung auf die Liebe Christi wird uns keine schnelle Lösung für jedes Einzelproblem, das uns in der Gemeinde beschäftigt, geben; aber sie orientiert uns immer wieder an der grundlegenden „Unternehmensphilosophie“, die der Kirche eingestiftet ist und sie trägt.



*c) Die heutige Frage: Wirkt Verschiedenheit als schöpferische Differenz oder als zerstörerischer Pluralismus?*

Paulus hat in 1. Korinther 12-14 nur von der Verschiedenheit der Gaben und Dienste gesprochen. Die Frage unterschiedlicher Erkenntnisse und unterschiedlicher geistlicher Prägung behandelt er hier nicht (vgl. dazu Röm 14 + 15). Aber die Frage, ob solche unterschiedlichen geistlichen „Kulturen“ auch eine Bereicherung darstellen oder vielmehr zur Verwirrung und Zerstreuung beitragen, bewegt viele Christen. Die Frage ist für mich auf drei unterschiedlichen Ebenen drängend:

- Da ist das Verhältnis zwischen missionarischem Gemeindeaufbau und der Einheitlichkeit einer Gemeinde. Es kann nicht bestritten werden, dass zurzeit fast überall die Gemeinden am schnellsten wachsen, die am einheitlichsten gestaltet sind. Wo sich Menschen gleichen Alters, aus der gleichen sozialen Schicht, aus der gleichen Lebenskultur, mit der gleichen politischen Überzeugung und gleichen geistlichen Prägung finden, da gibt es die wenigsten Reibungsverluste und scheinen sich Menschen am wohlsten zu fühlen. Darum werden von vielen Fachleuten des missionarischen Gemeindeaufbaus die Entwicklung von „Zielgruppengottesdiensten“ und „Zielgruppengemeinden“ empfohlen. Wie hilfreich das sein kann, zeigt der oft kaum zu lösende Streit um die richtige Musik im Gottesdienst. Allerdings zeigt die Erfahrung, wie schnell man dann immer wieder neu „Sparten“ gründen muss. Schon die 25-jährigen können nicht mehr Musik für die 16-jährigen machen! Aber neben den praktischen Fragen treten die grundsätzlichen: Ist das wirklich die neutestamentliche Vision der christlichen Gemeinde eine Gemeinde der Gleichen? Brauchen wir nicht Gemeinden für alle Generationen, Gemeinden, in denen unterschiedliche Prägungen nicht nur respektiert werden, sondern als Reichtum und gegenseitige Hilfe empfunden werden?
- Das Verhältnis von gesamtkirchlichem Pluralismus und die Konkurrenz der unterschiedlichen Überzeugungen und Arbeitsformen. Hier stehen wir vor einem Problem, das auch in Gemeinden vor Ort auftreten kann, aber vor allen Dingen Kirchen als Ganzes bewegt, insbesondere größere Kirchen oder solche, die auch schon eine gewisse Geschichte hinter sich haben. Hier haben sich unterschiedliche Überzeugungen über theologische Fragen und über die richtige Arbeitsweise herausgebildet. Wie können wir in einem „Organismus der Liebe“ mit solchen Verschiedenheiten umgehen?

Ich bin überzeugt, dass es für manche Fragen wirklich auch um ein geistliches Ringen um die Wahrheit geht, das ausgetragen werden muss und nicht durch ständige Kompromisse verhindert werden sollte.

Aber im Streit um unterschiedliche Ansichten und Arbeitsweisen kommt es auch oft zu einem Absolutsetzen des eigenen Weges und der eigenen Erkenntnis, so dass nicht mehr gesehen wird, wo auch die Positionen des anderen ein Recht hat und vielleicht in bestimmten Situationen sogar hilfreich sein kann.

Wir könnten das an dem häufigen Streit zwischen Vertretern der Evangelisation und den Befürwortern einer weltanschaulich neutralen Beratungsarbeit deutlich machen. Wenn die einen der Überzeugung sind, dass nur der Mensch, der ein Ja zum Glauben findet, am Heil Anteil hat, und die anderen der Überzeugung sind, dass wir Menschen nur in ihrer Suche nach dem, was für ihr Leben Heil bedeutet, begleiten können, dann gibt es hier einen Widerspruch, um den im theologischen Gespräch gerungen werden muss. Das schließt aber durchaus nicht aus, dass wir auf einer gemeinsamen Grundlage anerkennen können, dass in bestimmten Lebenssituationen ein klarer Ruf zum Glauben hilfreich sein kann, während es in anderen Lebenslagen einer geduldigen und einfühlsamen Begleitung bedarf, die zwar Lösungsmöglichkeiten aufzeigt, aber dem Ratsuchenden die Freiheit lässt, den eigenen Weg zu wählen.

- Das Verhältnis von konfessionellem Streit und versöhnter Verschiedenheit. Hier stehen wir vor der Frage, ob auch die Unterschiede zwischen den Konfessionen unter bestimmten Umständen als ein Reichtum gewertet werden kann und als Ausdruck der Vielfalt des Leibes Christi, der – richtig eingesetzt – zum Nutzen und Wohle aller dient. Man wird auch hier die Frage nicht pauschal beantworten können. Es gibt weiterhin Fragen zwischen den Konfessionen, in denen wir um die Wahrheit miteinander ringen müssen. Aber es gibt auch Erkenntnisse und Ausprägungen von Theologie und Praxis, durch die wir uns gegenseitig ergänzen können. Ich bin überzeugt, dass es keine Form des Gottesdienstes oder des gemeindlichen Lebens gibt, die alle Menschen in gleicher Weise ansprechen könnte. Von daher ist es für mich positiv, dass es ganz unterschiedliche Gestaltungsmöglichkeiten gibt. Ich denke nicht, dass die Schaffung von Einheitsgemeinden und einheitlichen Gottesdienstformen wirklich dem Aufbau und der Mission der ganzen Kirche Christi dienen würde. Es gut und hilfreich, dass es unterschiedliche Formen gibt. Wir haben in den vergangenen Jahren teilweise voneinander gelernt, das eine oder andere von den anderen übernommen, aber auch einfach die Art der anderen schätzen gelernt. Wichtig ist nun die Frage: Wie drückt sich für uns in dieser Verschiedenheit die Einheit aus? Wie können Menschen, die uns von außen sehen erkennen, dass es uns wirklich um das gemeinsame Anliegen und die gemeinsame Sendung geht, dass unsere Botschaft letztlich die gleiche ist, auch wenn wir sie in unterschiedlichen Formen ausdrücken? Ich denke, wir müssen hier Formen finden, die deutlich machen, dass wir alle in Gottes Handeln in Christus und im Wirken seines Geistes wurzeln, und das wird sich daran zeigen, dass wir an bestimmten Stellen auch fähig sind, gemeinsam zu handeln und füreinander einzustehen. So können Menschen erkennen, dass es unsere gemeinsame Mission ist, Christus und seine Liebe unter den Menschen von heute zu vergewärtigen.

### **3. Gemeinschaft auf dem Weg – Kirche als Volk Gottes**

Im neuen Testament wird dieses Bild seltener verwendet, als wir wohl denken. Dennoch bleibt es für eine umfassende Vision von Kirche wichtig, insbesondere, wenn wir es un-

ter dem Aspekt des „wandernden Gottesvolkes“ sehen, wie es z.B. durch den Hebräerbrief gezeichnet wird.

Ich möchte drei Blickrichtungen verfolgen, unter denen mir dieses Bild wichtig geworden ist:

#### *a) Unterwegs mit Israel*

Eine Gefahr der Verwendung des Begriffs Volk Gottes in der Geschichte der Christenheit lag darin, dass sich die Kirche einfach an die Stelle des Volks Israel gesetzt hat. Man dachte: Wir, die Kirche, sind nun das neue Gottesvolk, Israel hat diesen Ehrentitel verloren. Das entspricht nicht den biblischen Aussagen und hat sich als sehr verhängnisvolle Fehleinschätzung erwiesen. Israel bleibt Gottes Volk, weil Gott seinen Bund nicht aufkündigt.

Aber darin liegt ja auch die Chance des Bildes vom Volk Gottes: Das Gottesvolk des neuen Bundes hat im Volk des ersten Bundes sein Vorbild, ja, gewissermaßen seine Vorhut, und weiß sich mit ihm auf dem Weg ans Ziel, das Gott seinem Volk bestimmt hat. Ich weise auf Hebräer 11,33ff hin, wo von den Glaubensvorbildern aus Israel gesagt wird: „Sie sollten nicht ohne uns vollendet werden“, d.h. sie müssen warten, bis auch die Kirche aus den Völkern soweit ist, die die Glaubenszeugen des alten Bundes nicht triumphierend überrundet, sondern sich demütig in ihre Reihen einfügt.

#### *b) Unterwegs als Christenheit*

Mir scheint im Bild vom Volk Gottes liegt eine weitere Chance. Es weist ganz besonders auf das Ganze der Christenheit hin. Natürlich meinen auch die Bilder vom „Leib Christi“ oder vom „Tempel des Heiligen Geistes“ immer auch das Ganze des Gottesvolkes; man kann sie theologisch gesprochen ja auch nicht im Plural verwenden! Aber das Bild vom „Volk Gottes“ vermittelt mir noch eindeutiger und eindrücklicher, dass die Christenheit als eine große Schar auf dem Weg mit Gott ist. Rom oder Wittenberg oder Genf oder Herrnhut mögen wichtige Stätten christlicher Tradition sein, aber sie repräsentieren nicht das Ganze.

Natürlich war auch auf dieser Ebene mit dem Begriff des Volkes eine Gefahr verbunden, nämlich die, das eigene Volk als das auserwählte Volk zu sehen. Der Anspruch „God's own people“ zu sein, ist nicht nur in der englischsprachigen Welt gefährlich geworden.

Ich hoffe, wir haben ein für alle Mal gelernt: das Volk Gottes ist mit keiner einzelnen Nation identisch. Theologisch gesprochen lebt das Volk Gottes immer in der „Zerstreuung“, in der Diaspora unter den Völkern, wie das am Anfang des 1. Petrusbriefes eindrücklich geschildert ist.

Das ist die große geschichtliche Herausforderung an die Kirchen, angesichts derer sie oft versagt haben: einerseits Teil eines Volkes und einer Gesellschaft zu sein und solidarisch mit denen zu sein, mit denen man zusammengehört, und doch unabhängig zu bleiben in der Bindung an Christus. Paulus deutet das an, wenn er in der berühmten Redewendung in 1. Korinther 9,20 eben nicht formuliert, wie wir das im Gedächtnis ha-

ben: „Den Juden bin ich ein Jude geworden ...“, sondern: „Den Juden bin ich wie ein Jude geworden ...“. Er, der sein Judesein nie geleugnet hat, deutet durch das „wie“ an, dass es eine letzte Differenz zu seiner nationalen und ethnischen Identität gibt, die in seiner Bindung an Christus liegt. Es gehört zu der großen Tragik vieler missionarisch bewegter Menschen, die 1933 meinten, nun könne man endlich „den Deutschen ein Deutscher werden“ und nicht merkten, wo die Bindung an Christus das letzte Wort gegenüber der Bindung an das eigene Volk haben muss!

### *c) Unterwegs mit Christus*

Die Beziehung zu Christus ist das einzigartige Merkmal für das Gottesvolk des neuen Bundes. Das Volk Gottes sind also die, die gemeinsam in der Nachfolge Jesu Christi unterwegs sind.

Dieses Miteinander in der Nachfolge Jesu wird in den Evangelien oft mit dem Leben in einer Familie verglichen. Aber an manchen Stellen gibt es auch den Vergleich mit dem Leben in der Gesellschaft und im Staat, und zwar gerade dort, wo es darum geht, die Unterschiede aufzuzeigen. Eine wichtige Stelle dafür ist Markus 10,42ff. Gegenüber dem Streben mancher Jünger nun auch in der Gemeinschaft derer, die Jesus nachfolgen, eine Rangordnung zu etablieren, wo es Größere und Mächtigere und Einflussreichere gibt, sagt Jesus: „Ihr wisst, die als Herrscher gelten, halten ihre Völker nieder, und ihre Mächtigen tun ihnen Gewalt an. Aber so ist es unter euch nicht; sondern wer groß sein will unter euch, der soll euer Diener sein; und wer unter euch der Erste sein will, der soll aller Knecht sein“. Dieses „so ist es unter euch nicht“ ist das entscheidende Stichwort, das immer wieder anzeigt, dass in der Gemeinde Jesu und im Volk Gottes andere Regeln gelten als in der Gesellschaft.

Ein bekannter katholischer Neutestamentler, Professor Gerhard Lohfink, hat sehr treffend gesagt, im Neuen Testament erscheine die Gemeinde Jesu als eine Art „Kontrastgesellschaft“. Sie bildet eine Gemeinschaft, in dem es nicht die hierarchische Ordnung gibt, die auf Macht und Gewalt beruht; in ihr ist die Stellung der Armen und der Kinder und der Frauen anders, als es in der damaligen Gesellschaft der Fall war (zumindest war das im Ansatz so gedacht!).

Mir ist wichtig, dass Lohfink das Stichwort „Kontrastgesellschaft“ gewählt hat, und nicht etwa von einer „Gegengesellschaft“ spricht. Denn in dem Wort „Kontrast“ empfinde ich einerseits den Akzent des „Anderssein“, aber zugleich auch die Beziehung zu dem Umfeld, von dem sich dieser Kontrast abhebt.

Was das bedeutet, kann man vielleicht an einem anderen, sehr bekannten Bildwort Jesu für die Schar seiner Jünger erkennen. In Matthäus 5,13ff sagt er zu seinen Jüngern: „Ihr seid das Salz der Erde, ihr seid das Licht der Welt!“.

Salz und Licht sind anders als ihre Umgebung; als Konzentration von chemischer oder elektrischer Energie bilden sie einen Kontrast gegenüber der Leere im Umfeld. Gerade so ist ihr Anderssein wirkungsvoll für die Umgebung. Salz und Licht wirken hinein in ihr Umfeld.

So soll das Anderssein der Kirche und der Kontrast zur Gesellschaft der Wirksamkeit in und für die Welt dienen.

Das zu leben ist nicht immer einfach. Der Weg der Kirche ist immer wieder zwischen Anpassung und Verweigerung hindurch gegangen.

Die Soziologen haben zwei Grundmodelle von Kirchesein unterschieden. Das eine nennen sie das Modell der „Großkirche“, sie ist einflussreich und umfassend, aber oft ohne eigenes und klares Profil gegenüber der Gesellschaft. Daneben ist das Modell der „Sekte“ oder etwas freundlicher und verständlicher ausgedrückt der „Freiwilligkeitskirche“, die die Eigenart des Jüngerseins bewahrt, aber in Gefahr ist, sich von der Gesellschaft abzuschotten.

Das aber sollte gerade das Merkmal einer Kirche sein, die mit ihrem Herrn unterwegs ist: sie ist anders als die Gesellschaft, um so für die Menschen da sein zu können.

Das ist meine Vision für die Kirche – und gerade auch für die ökumenische Gemeinschaft der Kirchen, dass wir unabhängig genug sind, um in unserer Gesellschaft für mehr soziale Gerechtigkeit einzutreten, und dass dieser Einsatz deutlich unterscheidbar ist von einem einfachen Festhalten am Status quo und unserem eigenen Besitzstand, sondern ins Auge fasst, was gerade die Ärmsten und die, die am Rande sind, brauchen und dann für sie die Stimme erhebt.

Ich möchte die unterschiedlichen Aspekte meiner Vision von der Kirche zusammenfassen, indem ich die unterschiedlichen Aspekte der Mission der Kirche von dieser Vision her skizziere.

Die Mission der Kirche ist es

- Menschen einzuladen in das schützende Haus Gottes, in die lebensspendende Gemeinschaft mit Gott und das Miteinander von Menschen, die sich umeinander kümmern und füreinander da sind;
- Menschen Anteil zu geben an der Liebe Christi, von der wir als Kirche leben und die wir in unserem Miteinander gestalten wollen;
- Menschen beizustehen in Ringen um mehr Gerechtigkeit und einen Frieden, der Raum für ein erfülltes Leben bietet.